

Navid
Kermani

Morgen ist da

Reden



C·H·Beck

C·H·Beck

PAPERBACK

«Eine der aufregendsten intellektuellen Stimmen Deutschlands»
The New York Review of Books

Wie bedankt man sich angemessen für einen Preis, der einem zunächst aberkannt worden ist? Wie erklärt man Amerika kurz nach der Wahl Donald Trumps seine Liebe? Was sagt ein Deutscher mit iranischen Wurzeln über Auschwitz? Welche Worte bleiben am Grab des eigenen Vaters? Und kann ein Kölner objektiv bleiben, wenn er über den 1. FC Köln spricht? Navid Kermani scheut in seinen großen Reden keine Herausforderung und fordert damit auch seine Zuhörer heraus, sich von bekannten Denkmustern zu lösen. In seinem ureigenen Spannungsfeld von klassischer deutscher Literatur, islamischer Mystik, amerikanischer Gegenkultur und europäischem Geist findet Kermani immer neue Gedankenbögen, die auch den Leser bis zur letzten Zeile fesseln. So beseelt spricht gegenwärtig kein zweiter Deutscher zu uns, taktvoll und provokant zugleich, mit Pathos, wo es angemessen ist, und in einem Rhythmus, der fast schon Musik ist.

Navid Kermani, geboren 1967, ist habilitierter Orientalist und lebt als freier Schriftsteller in Köln. Für sein Werk erhielt er zahlreiche Auszeichnungen, etwa den Joseph-Breitbach-Preis, den Kleist-Preis, den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels sowie den Friedrich-Hölderlin-Preis der Stadt Bad Homburg. Bei C.H.Beck erschienen von ihm zuletzt «Entlang den Gräben» (4. Auflage 2018), «Einbruch der Wirklichkeit» (4. Auflage 2016) sowie «Ungläubiges Staunen» (13. Auflage 2016, Edition C.H.Beck Paperback 2017).

Navid Kermani

Morgen ist da

Reden

C.H.BECK

Dieses Buch erschien zuerst 2019 in gebundener Form
im Verlag C.H.Beck.
2. und 3. Auflage. 2020

Für die vorliegende Neuauflage in C.H.Beck Paperback
wurde der Band um drei Reden aus den Jahren 2020 und 2021 ergänzt.

1., erweiterte Auflage in C.H.Beck Paperback. 2021

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2019

Umschlaggestaltung: Verlag C.H.Beck nach einem Entwurf von Rothfos &
Gabler, Hamburg

Umschlagabbildung: Navid Kermani auf der Bühne des Hamburger Thalia
Theaters,

Foto: © Andreas Henn

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

ISBN Buch 978 3 406 76741 8

ISBN eBook (epub) 978 3 406 76742 5

ISBN eBook (PDF) 978 3 406 76743 2

*Die gedruckte Ausgabe dieses Titels erhalten Sie im Buchhandel
sowie versandkostenfrei auf unserer Website*

www.chbeck.de.

*Dort finden Sie auch unser gesamtes Programm und viele
weitere Informationen.*

Inhalt

- 9 Vorwort
- 17 Laudatio auf den iranischen Schriftstellerverband
bei der Verleihung des Sonderpreises zum
Erich-Maria-Remarque-Friedenspreis
Osnabrück, 3. Juli 1999
- 26 Zum Tod der ungeborenen Sofia
Berlin, 27. April 2003
- 33 Zum Dank für den Jahrespreis
der Helga und Edzard Reuter-Stiftung
Berlin, 23. Januar 2004
- 44 Auf der Konferenz «Dialog mit der islamischen Welt»
Berlin, 15. März 2005
- 53 Zum 50. Jahrestag der Wiedereröffnung des Burgtheaters
Wien, 14. Oktober 2005
- 83 Zum Dank für den Hessischen Kulturpreis
Wiesbaden, 23. November 2009
- 91 Allianz-Lecture über Europa
Berlin, 23. Oktober 2011

- 102** Zur Eröffnung der Lessingtage
Hamburg, 22. Januar 2012
- 132** Zum Dank für den Heinrich-von-Kleist-Preis
Berlin, 18. November 2012
- 146** Zur Eröffnung der 83. Hauptversammlung
der Goethe-Gesellschaft
Weimar, 22. Mai 2013
- 165** Laudatio auf Angelika Neuwirth bei der Verleihung
des Sigmund-Freud-Preises
Darmstadt, 26. Oktober 2013
- 173** Zum 65. Jahrestag der Verkündung des Grundgesetzes
Berlin, 23. Mai 2014
- 183** Zum Dank für den Joseph-Breitbach-Preis
Koblenz, Stadttheater, 19. September 2014
- 203** Auf der Trauerkundgebung für die Opfer
der Pariser Anschläge
Köln, 14. Januar 2015
- 211** Zum Dank für den Friedenspreis
des Deutschen Buchhandels
Frankfurt, 18. Oktober 2015
- 232** Zum Tod von Rupert Neudeck
Köln, 14. Juni 2016

- 238** Zum Dank für den Marion-Dönhoff-Preis
für internationale Verständigung und Versöhnung
Hamburg, 4. Dezember 2016
- 251** Zum Tod von Jaki Liebezeit
Köln, 6. Februar 2017
- 256** Zum zwanzigsten Jahrestag des Bestehens
des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur
München, 6. Juli 2017
- 275** Zum Dank für den Staatspreis des
Landes Nordrhein-Westfalen
Köln, 27. November 2017
- 287** Zum Tod von Djavad Kermani
Köln, 8. Dezember 2017
- 298** Zum Tod von Karl Schlamminger
München, 21. Dezember 2017
- 306** Laudatio auf Norbert Lammert
bei der Verleihung des Leo-Baeck-Preises
Berlin, 1. Februar 2018
- 317** Zum Dank für den deutsch-polnischen
Samuel-Bogumił-Linde-Literaturpreis
Göttingen, 3. Juni 2018

- 323** Zum siebzigsten Geburtstag des 1. FC Köln
Köln, 17. November 2018
- 328** Zum Gedenken an Egon Ammann
Berlin, 5. Juli 2019
- 343** Zur Eröffnung des XXI. Weltkongresses der Internationalen
Gesellschaft für Analytische Psychologie (IAAP) sowie
zum fünfundzwanzigjährigen Bestehen
der C. G. Jung-Gesellschaft Köln
Wien, 26. August 2019, und Köln, 4. Oktober 2019
- 374** Dinner-Speak auf der Investment-Konferenz
der Flossbach von Storch AG
Königswinter, 11. September 2019
- 395** Zur Eröffnung des Harbour Front Literaturfestivals
Hamburg, 9. September 2020
- 400** Zum Dank für den Friedrich-Hölderlin-Preis
Bad Homburg, 1. November 2020
- 416** Zu einem Konzert des WDR Sinfonieorchesters
in der Reihe «Musik im Dialog»
Köln, 25. März 2021
- 421** Epilog über meinen Buchhändler Ömer Özerturgut
- 427** Editorische Notiz

Vorwort

Unter allen Formen der öffentlichen Kommunikation scheint mir das Verlesen einer Rede die seltsamste zu sein. Wer ohne Manuskript spricht, sei es von einem Pult aus oder als Teilnehmer eines Podiums, der verfertigt seine Gedanken bei aller Vorbereitung oder Routine doch während des Redens. Er kann auf das Unverständnis, den Zuspruch, die Überraschung, die Langeweile, den Unmut reagieren, die er an den Gesichtern der Zuhörer abliest oder als Zwischenrufe, Applaus, Husten vernimmt. Er kann selbst jenen etwas nachrufen, die vorzeitig den Saal verlassen, und das macht die Rede in vielen Fällen erst recht lebendig, zumal wenn aus dem Protest ein, und sei es hitziger, Dialog wird.

Bei einer gewöhnlichen Lesung wiederum gehört es zur Verabredung, daß das Vorgetragene sich nicht unmittelbar an die Zuhörer richtet. Deshalb ist sie den meisten Schriftstellern das angenehmere, ihrer Arbeitsweise eher entsprechende Format. Dem Duktus nach ist die Lesung geschriebenes Wort, und noch in der Modulation spricht der Vorlesende keinen bestimmten Adressaten an. Daher sieht er auch selten auf, um seine Zuhörer anzublicken, also mit ihnen in Verbindung zu treten. Ich selbst jedenfalls neige bei Lesungen instinktiv dazu, mich auf das Buch zu konzentrieren, das vor mir auf dem Tisch liegt, und alles auszublenden, was von außen auf mich einströmt. Schon das Klicken einer Kamera, das mich bei den einleitenden Worten oder dem anschließenden Gespräch mit dem Moderator nicht stören würde, kann so sehr irritieren, daß ich die Lesung unterbreche, um darum zu bitten, daß nicht photographiert wird. Das wirkt dann affektiert, das weiß ich selbst, ist jedoch für die Zuhörer immer noch besser, als wenn ich mich über jedes Klicken ärgere und also abgelenkt bin.

Eine geschriebene Rede ist schon im Wortsinn ein Paradox, in der

Sache erst recht: Der Redner wendet sich an eine konkrete Zuhörerschaft, die er in der Anrede und im Gestus direkt anspricht. Aber was er scheinbar spontan sagt, hat er sich Wort für Wort vorher überlegt. In gewisser Weise imitiert er den Akt der Rede. Gewiß, der Redner kann vom Manuskript abweichen, wenn ihm ein neuer Gedanke kommt; er kann auf Zuhörer reagieren, die dazwischenrufen oder applaudieren. Aber dann fährt er in der Regel doch fort wie geplant und verliert seinen längst fertigen Text, selbst wenn er merkt, daß andere Worte passender wären. Wird die Diskrepanz zwischen den niedergeschriebenen und den tatsächlichen Gedanken zu groß, kann der Redner das Manuskript auch ganz beiseite legen. Allerdings wird er die Improvisation, da sie neue Unwägbarkeiten mit sich bringt, kaum beabsichtigt haben, als er die Rede verfaßte. Nein, die Absicht beim Verfassen einer Rede ist es, sich so gut in eine Situation hineinzusetzen, die erst noch bevorsteht, daß man in jedem Augenblick genau das vorträgt, was man auch wird sagen wollen – nur präziser, schöner und tiefgründiger, als es spontan je möglich sein würde. Denn ein Manuskript abzulesen ist mitnichten nur ein Mangel, wie es Rednern gelegentlich vorgehalten wird; die vorherige Verschriftlichung und damit Literarisierung kann auch eine Qualität und bei vielen Anlässen oder für manche rhetorische Talente sogar geboten sein. Die sogenannte freie Rede ist nicht zwingend freier. Soll sie kunstvoll, überzeugend und einprägsam sein, folgt sie schon aus Gründen der Memorierbarkeit rhetorischen, homiletischen Regeln und Topoi, also wörtlich «Gemeinplätzen». Die aufgeschriebene Rede, weil sie komplexere Satzstrukturen und Motivketten erlaubt, erweitert damit im besten Falle auch den Geist. Es ist wunderbar, wenn, sagen wir, im Parlament ohne Manuskript gesprochen wird, und gern nehmen die Zuhörer dafür manche Ungenauigkeit, sprachliche Ungeschicklichkeit oder Polemik in Kauf, die sich im Eifer ergeben. Aber genauso ist es notwendig, daß, sagen wir, in einer Rede über Auschwitz kein Wort unbedacht fällt. Genau genommen handelt es sich um zwei verschiedene Gattungen und

versammelt der vorliegende Band keine Reden, sondern Texte, die öffentlich vorgetragen worden sind.

Auch wer einen Roman oder Essay schreibt, stellt die Reaktionen seiner Leser in Rechnung. Er hofft die Erwartungen zu kennen, die er bricht, erfüllt oder mißachtet. Das ist beim Verfassen einer Rede nicht anders: Der Redner nimmt bereits am Schreibtisch den Beifall, die Irritation, die enttäuschte Erwartung und selbst den Protest, die er für einzelne Stellen mutmaßt, in den Gedankengang auf. Der Unterschied zum Buch oder Aufsatz freilich ist: Wer eine Rede verfaßt, hat den Vor- oder Nachteil, daß er die Reaktionen live miterleben wird. Er schaut diejenigen an, an die er sich wendet, und merkt in der Regel sofort, wenn sie den Faden verlieren, erzürnen, begeistert sind oder die Augen verdrehen. Wenn es ganz schlimm kommt, wird er den Wunsch verspüren, sich in Luft aufzulösen – was einem Redner leider noch nie vergönnt war. Die Spannung und auch Anspannung, die ich zu Beginn jeder Rede spüre, rühren eben aus der Unsicherheit, ob die Zuhörer den Gedanken, die bereits feststehen, tatsächlich folgen werden – und daß ich auch dann fortfahren muß, wenn sie sich im übertragenen oder wörtlichen Sinne abwenden.

Als ich etwa 2015 ans Pult der Paulskirche trat, um mich für den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels zu bedanken, kannten nur einige wenige Freunde, mit denen ich das Manuskript vorab besprochen hatte, das Ende der Rede – also daß ich die Zuhörer auffordern würde aufzustehen, um für Pater Jacques Mourad, Pater Paolo dall'Oglio und die übrigen Geiseln im Irak und in Syrien zu beten oder mit den Wünschen bei ihnen zu sein. So malte ich mir, während ich zu sprechen anfang, in allen Farben die Peinlichkeit aus, daß die Zuhörer trotz meiner Bitte einfach sitzen bleiben würden. Zusätzlich nervös war ich, weil mein Manuskript etwa doppelt so lang war als für die Feststunde und die Sendezeit vorgesehen, und schon mein Laudator unerbittlich überzogen hatte. Ich stellte mir tatsächlich vor, daß zum Schluß meiner Rede kaum noch jemand da sein würde, der aufstehen könnte, und auch das Fernsehen längst abge-

schaltet hätte. Erst als ich die Aufmerksamkeit in den Gesichtern der Zuhörer las und als Stille zwischen den Sätzen vernahm, verloren sich die Ängste und gelang es mir, mich auf Pater Jacques Mourad, auf Pater Paolo und die übrigen Geiseln zu besinnen, mit denen ich den eigentlichen, meinen inneren Dialog führte, während ich sprach. Die Kraft, die Liebe und der Mut der Verzweiflung, die die Rede ausgestrahlt haben mag, kamen nicht von mir, sie kamen – so empfand ich es, und das trug mich bis zum Ende und brachte mich dazu, die Erwartungen der Veranstalter, die mögliche Ermüdung der Zuhörer und das Fernsehprogramm zu ignorieren – Kraft, Liebe und Mut kamen von den Gefangenen in Syrien und dem Irak.

Das ist nun ein weiteres Paradox, wenn man eine Rede vorträgt, die längst aufgeschrieben ist: So unmittelbar der Redner die Reaktionen erfährt, wird er doch um so überzeugender, je gleichgültiger ihm die Zuhörer werden und je weniger er sich um ihre Erwartungen schert. Daß ein Mensch andere Menschen um so eher erreicht, je näher er bei sich selbst ist, je mehr also die Aussage einem inneren Anliegen entspricht – «hier stehe ich und kann nicht anders» –, habe ich als Zuhörer wie auch als Redner oft erlebt. Das Gegenteil erlebt man gerade an Festtagen oder bei repräsentativen Anlässen häufig – wenn der Redner nicht für sich selbst spricht, sondern als Vertreter einer Nation, einer Religion, eines Konzerns, einer Stadt oder einer Trauergemeinde. Literatur entsteht niemals in Stellvertretung, sie ist maximal individualistisch, ansonsten ist sie nicht. Sie kann gemeinschaftlichen Nöten, Sehnsüchten und Forderungen nur dadurch Ausdruck verleihen, daß sie die denkbar eigensten, von der einzelnen Lebenserfahrung, Persönlichkeit und Situationen geprägten, dadurch unverwechselbaren Worte findet. Je weniger literarisch aber eine Rede wird, je mehr äußere Erfordernisse hineinwirken, Berater, Interessenvertreter, politische Zwänge, kommerzielle Erwartungen, pietätvolle oder diplomatische Rücksichten, zwischen denen es einen Ausgleich zu finden gilt, desto größer ist die Gefahr von Sprechblasen, Denkschablonen, Allerweltswahrheiten, denen

niemand widerspricht und die sofort vergessen sind. Die höchste Kunst der öffentlichen Rede wäre es, im Namen von vielen zu sprechen, aber so, wie es nur ein einzelner Mensch sagen kann, literarisch zu sein und zugleich repräsentativ. Selbstverständlich war mir diese paradoxe Anforderung nicht, und das merkt man vor allem meinen älteren Reden an, von denen deshalb nur wenige in diese Sammlung aufgenommen sind. Das Selbstbewußtsein, auch im Vortrag bei meiner eigenen Sprache zu bleiben mit ihren rhythmischen Eigenheiten und verwinkelten Sätzen, mußte ich mir ebenso aneignen wie die Chuzpe, in einer Festversammlung etwas Unpassendes zu äußern, etwas Ungehöriges, allzu Pathetisches, Weitschweifiges, Privates und sei es eine Banalität, wenn sie mir in dem Augenblick nun einmal wichtig ist.

Daß ich manche Aussagen, so überzeugt ich von ihnen seinerzeit war, im nachhinein anders treffen würde und mich immer wieder mal auch schlicht geirrt habe, liegt in der Natur der Sache. Mehr als ein Buch und selbst ein Zeitungsartikel ist eine Rede für einen genau bestimmten Zeitpunkt, einen konkreten Ort und eine klar umrissene Zuhörerschaft verfaßt. Später, anderswo und für eine unbestimmte Leserschaft stellt sich die Welt notwendig anders dar. In einem Essay, einem Roman oder einer wissenschaftlichen Studie ist es außerdem zulässig, nachträglich Revisionen vorzunehmen. Am Pult jedoch gilt das gesprochene Wort. Lediglich bei den Reden, die nicht öffentlich aufgezeichnet worden sind, habe ich mir die Freiheit genommen, kleinere sprachliche Retuschen vorzunehmen; ansonsten muß ich die eigenen Irrtümer und Unzulänglichkeiten aushalten, die mir verständlicherweise selbst am unangenehmsten sind. Die Hoffnung auf den Reformprozeß, die 1999 die iranischen Schriftsteller beflügelte, hat sich längst zerschlagen. Die Frage, ob Lehrerinnen in der Schule ein Kopftuch tragen dürfen, würde ich heute vermutlich nicht mehr in einem einzigen Satz abhandeln können wie 2003. Die jüdische und muslimische Tradition gemeinsam zu erforschen, wie ich es 2005 einforderte, ist inzwischen zu einer gängigen Praxis ge-

worden, wenn auch vorläufig nur an akademischen Institutionen, während der kulturelle Austausch heute eher noch strikter Israel von seiner arabischen und islamischen Nachbarschaft trennt. Die Koranaktion, über die ich 2013 in meiner Laudatio auf Angelika Neuwirth noch spöttelte, erwies sich später als Brutstätte für Dschihadisten. In der Bundestagsrede 2014 hätte ich auf den Unterschied zwischen Flüchtlingen im Sinne der Genfer Konvention und den vergleichsweise wenigen politisch Verfolgten hinweisen sollen, auf die speziell der Paragraph 16 des Grundgesetzes gemünzt ist. Auch wäre mir mancher Widerspruch erspart geblieben, hätte ich mit einem Beispiel klarer gemacht, was genau gemeint war, als ich kritisierte, daß mit der Reform des Paragraphen das Asyl «als ein Grundrecht praktisch abgeschafft» worden sei (wohlgemerkt nicht das Asyl selbst, wie mir in den Mund gelegt wurde). Denn in der Sache hatte ich leider recht: Einem Menschenrechtsaktivisten, dem in seinem Land Verhaftung, Folter oder Hinrichtung drohen, sind mit der Drittstaatenregelung strenggenommen alle legalen Möglichkeiten verwehrt worden, in Deutschland Asyl zu beantragen – es sei denn, er spränge mit dem Fallschirm über Deutschland ab. Als im darauffolgenden Jahr Hunderttausende Flüchtlinge in Deutschland Schutz suchten, handelte es sich nur zu einem geringen Teil um politisch Verfolgte im Sinne des Paragraphen 16, und selbst wenn, hätten sie kein Grundrecht in Anspruch genommen. So oder so lag ihre Aufnahme im Ermessen der Bundesregierung, und es ist bis heute umstritten, ob eine so weitreichende Entscheidung ohne Zustimmung des Bundestags getroffen werden durfte.

Und so weiter: In der Friedenspreisrede hätte ich, wie in vielen vorherigen und späteren Veröffentlichungen, noch expliziter die iranische Politik in Syrien und den schiitischen Extremismus anprangern müssen, damit meine Kritik am Wahhabismus nicht als schiitisch diskreditiert werden konnte. Der konservative französische Präsidentschaftskandidat François Fillon, den ich am 4. Dezember 2016 für die ehrliche Beseeltheit lobte, mit der er seine – aus meiner

Sicht weitgehend falschen – Überzeugungen vertrat, wurde nur Tage später der illegalen Beschäftigung von Familienmitgliedern auf Staatskosten überführt, die er auch noch dreist leugnete. In der Grabrede für meinen Vater, eilig und noch im ersten Schock geschrieben, weil das Begräbnis nur wenige Tage nach dem Tod stattfand, habe ich mich selbst wahrscheinlich ein paar Mal zu häufig erwähnt. In der Rede über Karl Schlamminger, der in der Nacht nach dem Begräbnis meines Vaters starb, hätte ich so viel mehr sagen müssen, um seiner Arbeit, seinem Wesen, seiner Familie und Liebe gerecht zu werden. Ja, diesen unbefriedigenden Eindruck hatte ich nach allen Trauerreden, vielleicht ist er dem Genre inhärent und weist, ins Positive gewendet, auf das Unendliche eines jeden Menschen hin: Viel mehr wäre zu sagen gewesen. So setzt sich die Liste der Fehler und möglichen Verbesserungen fort, und die Frage, die sich mir bei der Vorbereitung dieses Buches gestellt hat, war nicht, welche Irrtümer ich korrigiere, sondern ob eine Rede als Ganze, mitsamt ihren Ungenauigkeiten, Mängeln oder Verständnisschwierigkeiten für eine allgemeine Leserschaft (der beispielsweise die Historie des 1. FC Köln nicht so geläufig ist wie den Gästen einer vereinsinternen Jubiläumsgala), bedeutend genug erscheint, noch einmal abgedruckt zu werden (wobei der Fan, der ich bin, den 1. FC Köln an sich schon für bedeutend genug hält). Wahrlich nicht für alle Reden gilt das, die ich gehalten habe oder abbrechen mußte, um zu improvisieren. Aber zu den Manuskripten, die im vorliegenden Buch versammelt sind, würde ich dann doch stehen.

**Laudatio auf den iranischen Schriftstellerverband
bei der Verleihung des Sonderpreises zum
Erich-Maria-Remarque-Friedenspreis**

Osnabrück, Rathaus, 3. Juli 1999

Herr Bundestagspräsident, Herr Oberbürgermeister,
liebe Frau Sari, lieber Herr Golschiri, meine Damen und Herren,

vor über dreißig Jahren trafen sich in Teheran die bedeutendsten Schriftsteller und Schriftstellerinnen des Landes, um den iranischen Schriftstellerverband zu gründen. Sie beschlossen, einen Antrag auf Zulassung zu stellen und ihr Anliegen dem zuständigen Beamten im Kulturministerium vorzutragen. Der Beamte sagte zu, das Anliegen zu prüfen. Aber er meldete sich nicht mehr. Nach ihm kamen noch viele andere Beamte. Irgendwann trugen sie keine Krawatten mehr, sondern Bärte. Aber niemals sagten sie, zu welchem Ergebnis sie gelangt sind.

Seit dem ersten Versuch der iranischen Schriftsteller, einen unabhängigen Verband zu gründen, hat Iran eine Revolution erlebt, einen acht Jahre währenden Krieg, Zehntausende von Hinrichtungen, die Rückkehr von Hunderttausenden von Iranern aus dem Exil, die Auswanderung von Millionen Iranern, gleichzeitig die Aufnahme von mindestens drei Millionen Flüchtlingen aus anderen Nationen, eine beispiellose Wirtschaftskrise, interne Machtkämpfe, politische Morde, den Terrorismus des Staates und der bewaffneten Opposition, die nicht enden wollende Verfolgung jener, die anders denken als die Herrschenden, und immer wieder Hoffnungen, die sich als trügerisch erwiesen. Es war eine Zeit, die nicht hätte bewegter sein können, in der kein Stein auf dem anderen geblieben ist, aber noch immer, über dreißig Jahre später, ist der Schriftstellerverband dabei,

sich zu gründen. Das ist eine Kontinuität, über die sich vielleicht schmunzeln ließe, wenn sie nicht die ganze Enttäuschung einer Zeitenwende in sich trüge.

Gewiß, es gab Phasen, vor allem unmittelbar vor und unmittelbar nach der Revolution von 1979, als die Schriftsteller relativ unbehelligt zusammenkommen und Erklärungen verfassen konnten, aber sie sind kurz im Vergleich zu der langen Zeit im Untergrund, als sie sich nur in Privatwohnungen trafen, den Jahren, in denen sie niemals sicher sein konnten, ob bei der nächsten Versammlung noch alle Freunde in Freiheit, am Leben oder im Land sein würden. So ließe sich die Geschichte des iranischen Schriftstellerverbandes als eine Geschichte der Unterdrückung erzählen, als eine Geschichte der Bedrohungen, eine Geschichte der Getöteten, Verhafteten, Gefolterten, Zensierten, Geflohenen. Man kann aber auch eine Geschichte des Widerstands erzählen, eine Geschichte der Geduld, des Trotzes, der Selbstbehauptung und der Kraft der Literatur. Wenn nach dreißig Jahren immer noch – oder wieder – ein Gründungskomitee des Schriftstellerverbandes existiert, ist das schließlich nicht nur ein Hinweis auf die Widrigkeiten, denen Schriftsteller in Iran ausgesetzt sind. Es ist auch ein Hinweis auf ihre Beharrlichkeit.

Daß Diktaturen es Schriftstellern verwehren, sich zu einem unabhängigen Verband zusammenzuschließen, versteht sich beinah von selbst. Daß die Schriftsteller jedoch über einen so langen Zeitraum hinweg an ihrem Vorhaben festhalten, daß sie unter den denkbar schwierigsten Bedingungen auf der einen und zentralen Forderung aller Schriftsteller dieser Welt bestanden haben – der Forderung, daß das Wort frei sei –, ist keineswegs selbstverständlich. Davon ist zu künden, weil es zeigt, wozu Literatur fähig ist. Ich sage nicht: wozu Menschen, ich sage nicht: wozu Widerstandskämpfer, Freiheitsliebende, Intellektuelle fähig sind. Ich sage: wozu Literatur fähig ist, denn sie ist es, die am Anfang steht und am Ende stehen soll. «Wir sind Schriftsteller», lautet der erste Satz jener Protesterklärung vom Herbst 1994, in der 134 iranische Autoren die Abschaffung der

Zensur und die Zulassung des Schriftstellerverbandes verlangen. «Wir sind Schriftsteller.» Das klingt wie eine banale Feststellung, aber tatsächlich war es ein Manifest und eine brisante Forderung. In einem durch die Revolution ideologisierten Land, wo noch jede Quizsendung im Fernsehen die rechte Gesinnung probt und jedes Buch einer Gesinnungsprüfung unterworfen wird, ist es ein mühsamer und sehr politischer Kampf, dem Privaten, der Kunst, dem Unpolitischen Räume zurückzuerobern und darauf zu bestehen: «Wir sind nichts anderes als Schriftsteller.»

Und da ist noch etwas anderes, weshalb ich von der Macht der Literatur gesprochen habe: Schriftsteller mögen noch so kluge und mutige Stellungnahmen zur politischen Situation in ihrem Land abgeben, aber würden sie keine großartigen Romane, Gedichte, Erzählungen, Theaterstücke schreiben – wer würde sie hören? Es ist die Dichtung, die ihren Kampf um die Meinungsfreiheit zu einem Existenzkampf macht, weil es ein Kampf um ihre Existenz als Dichter ist. Und es ist ihr literarisches Werk, das ihren Widerworten jene Autorität verleiht, die selbst von den Mächtigsten nicht ignoriert werden kann. Nur so ist der Aufwand erklärbar, den zwei Sicherheitsapparate – der Sicherheitsapparat der Monarchie und der Sicherheitsapparat der Islamischen Republik – betrieben haben, um diesen doch recht kleinen Kern von hundert oder zweihundert Literaten zum Schweigen zu bringen. Nur so sind die Sonderabteilungen der verschiedenen Geheimdienste, die konzertierten Verhaftungen, die wütenden Gerichtsurteile, die generalstabsmäßigen Kampagnen in den staatlichen Medien zu verstehen, denen der Schriftstellerverband seit seinen Anfängen ausgesetzt war.

Wie gesagt, die Anfänge reichen über dreißig Jahre zurück, bis in das Jahr 1967. Auch ohne eine offizielle Genehmigung zu haben, mieteten die Schriftsteller damals ein Büro an, um sich regelmäßig zu literarischen Zirkeln, Lesungen und Diskussionen zu treffen. Aber schon bald begannen die ersten Verhaftungen. Gholamhossein Saedi, Abbas Milani, der diesjährige Friedenspreisträger Huschang

Golschiri und der ebenfalls anwesende Ali Aschraf Darwischian gehören zu denjenigen, die Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre für ihre Forderung nach Meinungsfreiheit verhaftet und zum Teil gefoltert wurden. Manchen von Ihnen werden die Namen, die ich erwähne, wenig sagen, aber wer die zeitgenössische persische Literatur kennt, der weiß, daß praktisch alle bedeutenden Schriftsteller der Gegenwart sich in diesem Verband engagiert, für diesen Verband gekämpft haben, ob Ahmad Schamlu oder Simin Daneschwar, Mahmoud Doulatabadi oder Simin Behbahani und ebenso der diesjährige Träger des Erich-Maria-Remarque-Friedenspreises, Huschang Golschiri.

1977 lockerte das Regime die Zügel, um den Aufstand zu verhindern, der sich anbahnte. Die Schriftsteller nahmen ihre öffentlichen Aktivitäten von neuem auf. Im gleichen Jahr kam es zu den wohl denkwürdigsten Tagen in der Geschichte des Schriftstellerverbandes und vielleicht auch in der Geschichte des deutschen Goethe-Instituts. Zehn Herbstnächte lang kamen etwa sechzig der bedeutendsten iranischen Schriftsteller und Schriftstellerinnen im Garten des Teheraner Goethe-Instituts zusammen, um ihre Texte zu lesen, Reden zu halten und über Literatur und Politik zu diskutieren. Nacht für Nacht strömten Tausende Iraner zu den Dichterlesungen. Es hat etwas Magisches mit diesen zehn Nächten. Es war kalt, und oft regnete es in Strömen. Aber die Menschen harrten unter Regenschirmen und Planen über Stunden hinweg aus, um neue Poesie und avantgardistische Prosa zu hören. Spricht man mit Iranern, die an diesen zehn Nächten teilgenommen haben, gleich ob als Vortragende oder als Besucher, wird man augenblicklich ein Leuchten in den Augen wahrnehmen, und man wird Adjektive hören, die man gewöhnlich aus Liebeserzählungen kennt. Es muß tatsächlich ein großer Moment gewesen sein, ja ein Moment der erfüllten Liebe, als die Schriftsteller ungehindert ihre Leser treffen konnten. Es gab nicht viele solche Momente in der Geschichte der modernen iranischen Literatur.

Die Revolution von 1979 brachte den Dichtern zunächst die erhoffte Freiheit. Einige – unter ihnen Simin Daneschwar, Ahmad Schamlu und Huschang Golschiri – beschlossen, Revolutionsführer Ajatollah Chomeini aufzusuchen, um die Ideen und Forderungen des Schriftstellerverbandes vorzutragen. Es muß eine sehr enttäuschende Begegnung gewesen sein. Chomeini war mißmutig und verstand nicht, was die Dichter von ihm wollten; vielleicht wollte er es auch nicht verstehen. Spätestens, als die Schriftsteller sich bereits nach einigen Minuten vor der Tür wiederfanden, wußten sie, daß dieser Führer eine andere Revolution im Sinne hatte als sie. 1980, nur ein Jahr nach dem Sturz des Schahs, setzten die altbekannten Angriffe auf die Literatur wieder ein, diesmal nicht mehr im Namen der Nation und des Monarchen, sondern im Namen der Religion und des Revolutionsführers, der rief: «Brecht ihre Federn!» Der Dichter Said Soltanpur wurde verhaftet und hingerichtet. Viele andere mußten ihre Lehrstühle aufgeben oder wurden mit einem Publikationsverbot belegt.

Es sollte über zehn Jahre dauern, bis der Schriftstellerverband wieder seine regelmäßigen Sitzungen aufnahm. Eine halbe Generation von Dichtern war ausgewandert oder gestorben, eine weitere Generation neu auf die literarische Bühne getreten, unter ihnen die anwesenden Abbas Maroufi, Amir Hossein Tscheheltan sowie Fereschteh Sari, die heute den Preis im Namen des Schriftstellerverbandes entgegennehmen wird. Im Frühjahr 1994 veröffentlichten die Schriftsteller erstmals wieder eine Erklärung, um gegen die Verhaftung ihres Kollegen Said Sirdschani zu protestieren, der einige Monate später in seiner Zelle sterben sollte, angeblich an Herzversagen. Im Oktober desselben Jahres gingen die Schriftsteller noch einen Schritt weiter und verfaßten den «Text der 134», der die Abschaffung der Zensur, die Einhaltung der Menschenrechte und die Zulassung des Schriftstellerverbandes verlangte. Die Erklärung sorgte weltweit für Aufsehen. Ich war zu der Zeit in Iran und erinnere mich, wie mich der Kulturredakteur einer deutschen Tageszeitung anrief. Am

meisten habe ihn erstaunt, sagte der Redakteur, daß es in Iran überhaupt 134 oppositionelle Schriftsteller gibt.

So war die Wahrnehmung zu jener Zeit in Deutschland: Iran galt als Gottesstaat mit gleichgeschalteten, fanatischen Massen. Diese Wahrnehmung hat sich mittlerweile grundlegend verändert. Die westliche Öffentlichkeit hat von einer kreativen Kunstszene, von bedeutenden Filmemachern, von mutigen Intellektuellen erfahren. Sie hat zur Kenntnis genommen, daß sich die iranische Bevölkerung in ihrer Mehrheit Demokratie, Freiheit und die außenpolitische Öffnung wünscht; man mag sich in der Beurteilung der Erfolgsaussichten nicht einig sein, aber man staunt über die gesellschaftliche Bewegung, die das herrschende System erschüttert. An dieser veränderten Wahrnehmung des Auslands waren die Schriftsteller mit ihrem «Text der 134», aber auch mit ihren Interviews, ihren Erklärungen, ihren Artikeln in der internationalen Presse, die seitdem erschienen sind, maßgeblich beteiligt.

Wenn heute von der iranischen Reformbewegung gesprochen wird, wirkt es oft so, als habe sie vor zwei Jahren mit der überraschenden Wahl Mohammad Chatamis zum Präsidenten begonnen. Dabei hat sich diese Bewegung schon lange vorher in der Gesellschaft, in den Schulen und Universitäten, in den Theologischen Hochschulen, unter den Frauen und Intellektuellen formiert; der haushohe Sieg Chatamis gegen den erklärten Willen des Revolutionsführers und trotz der Propagandamaschinerie des Staates ist die Folge dieser breiten gesellschaftlichen Bewegung gewesen, nicht ihr Anfang. Die Unzufriedenheit innerhalb der Bevölkerung war schon zuvor mit Händen zu greifen, es war zu ersten Aufständen gekommen, und unabhängige Zeitschriften wie *Kiyan*, *Gardun* oder *Adineh* hatten die Forderungen umrissen, um die heute in Iran offen gestritten wird.

Die Schriftsteller waren und sind nur ein Teil dieser breiten Bewegung und keineswegs die einzigen, die Opfer gebracht haben; kritische Theologen, Studentenvertreter, Angehörige religiöser Minder-

heiten wurden in den letzten Jahren kaum weniger brutal verfolgt, mag man deren Schicksale im Westen auch oft nur am Rande wahrgenommen haben. So ist es heute eher den Geistlichen und religiösen Intellektuellen überlassen, sich mit der Ideologie der Islamischen Republik auseinanderzusetzen und jene Diskussionen über Säkularismus, Menschenrechte und Demokratie in Gang zu setzen, vor denen sich die Hüter der islamistischen Ordnung am meisten fürchten. Es kann nicht die Aufgabe der Schriftsteller sein, Theorien zu entwickeln oder zu verwerfen. Aber die Schriftsteller sind es, die dem Verlangen nach Freiheit eine Stimme verleihen, die in der Welt gehört wird, weil sie jene Sprache sprechen, die in allen Kulturen verstanden wird, die Sprache der Bilder, Rhythmen und Geschichten, des Staunens, der Zwischentöne und Vieldeutigkeiten, die Sprache der Poesie. Es ist ihre Aufgabe, die Furcht der Menschen so genau zu beschreiben, daß sie erfahrbar wird, und ihrer Hoffnung einen so verheißungsvollen Ausdruck zu geben, daß alle Menschen an ihr teilhaben.

Eben weil sie spürte, daß der Boden unter ihren Füßen zittert, holte die herrschende Elite noch einmal zum Schlag aus. Schon bald nach dem «Text der 134» begann eine neue Welle der Repression. Der Übersetzer Ahmad Miralai wurde ermordet, ebenso der Publizist Ghaffar Hosseini. Beide hatten die Erklärung unterschrieben. Andere wurden vom Geheimdienst gezwungen, ihre Unterschriften zurückzunehmen, oder flohen ins Ausland. Umgebracht wurden auch der Verleger Ebrahim Zalzadeh und der Universitätsprofessor Ahmad Tafazzoli. Der Mordanschlag auf über zwanzig Schriftsteller, die sich auf der Reise nach Armenien befanden, die Schließung kritischer Zeitschriften, die Verurteilung Abbas Maroufis zu Peitschenhieben und Gefängnis, die Verschleppung Faradsch Sarkuhis – der Terror, zu dem die Herrschenden Zuflucht nahmen, entsprang ihrer Angst, nicht ihrer Stärke. Das Beispiel Sowjetunion, das Beispiel Ceauşescu und die Wahrheitskommission in Südafrika vor Augen, versuchten sie das Streben nach Freiheit zu unterbinden, bevor es

übermächtig würde, und insbesondere die Schriftsteller durch nackten Terror einzuschüchtern.

Im vergangenen Herbst kam es zu einer neuerlichen Mordserie. Neben den Oppositionspolitikern Dariusch und Parwaneh Foruhar waren es wieder zwei Mitglieder des Schriftstellerverbandes, Mohammad Mochtari und Mohammad Puyandeh, die ihr zum Opfer fielen. Das Schicksal von zwei weiteren Intellektuellen, Piruz Dawani und Madschid Scharif – der eine seit Sommer letzten Jahres vermißt, der andere tot aufgefunden –, ist bis heute nicht geklärt. Aber dann trat ein, was die Mörder und ihre Auftraggeber am wenigstens erwartet hätten: Anstatt sich verängstigt und resigniert zurückzuziehen, wehrten sich die Menschen. Zehntausende kamen zu den Begräbnissen der ermordeten Intellektuellen. Die Studenten demonstrierten, Zeitungen verlangten in dicken Lettern die Aufklärung der Morde, die Schriftsteller wandten sich an die nationale und internationale Öffentlichkeit, Politiker erklärten sich solidarisch mit den Bedrohten. Der öffentliche Druck zwang den Geheimdienst zu einer Erklärung, die beispiellos in der iranischen Geschichte ist: Der Geheimdienst gab zu, die Morde begangen zu haben. Das Geständnis löste ein politisches Erdbeben aus, in dessen Folge die ersten Kommunalwahlen der iranischen Geschichte stattfanden und eine iranische Regierung erstmals die Gründung des Schriftstellerverbandes ausdrücklich befürwortete.

Man sollte diese Regierung daran messen, ob sie ihr Wort hält, denn noch ist der Verband, der heute mit dem Sonderpreis zum Erich-Maria-Remarque-Friedenspreis ausgezeichnet wird, nicht gegründet. Er ist noch immer, wie seit über dreißig Jahren, in der Gründung begriffen. Legt man die aktuellen Nachrichten zugrunde, kann es noch lange Zeit dauern, bis in Iran unabhängige Parteien, Verbände, Institutionen und eben auch ein Schriftstellerverband existieren werden und die Gewalt endgültig kein Mittel der politischen Auseinandersetzung mehr ist. Aber am Ende – mag es noch weitere dreißig Jahre dauern –, am Ende werden die Schwerter, die

heute noch gezückt sind und morgen wieder morden können, am Ende werden sie schmelzen in der glühenden Geduld auch jener Menschen, die an die Literatur glauben, an die Bilder, Rhythmen und Geschichten, an das Staunen, die Zwischentöne und die Vieldeutigkeiten des Lebens.

Ich danke Ihnen, ich danke allen Mitgliedern des iranischen Schriftstellerverbandes, auch und besonders den ermordeten Ahmad Miralai, Ghaffar Hosseini, Mohammad Mochtari und Mohammad Puyandeh.

Zum Tod der ungeborenen Sofia

Berlin, Kirche St. Thomas von Aquin, 27. April 2003

Liebe Maria, lieber Gereon, lieber Felix, liebe Freunde,

Sofia Charlotte Hamm war ein ruhiges Kind, ruhiger als ihr Bruder Felix. Offenbar fühlte sie sich wohl in der liebenden Fürsorge, die sie durch die Stimmen und Hände ihrer Eltern umgab. In Aufregung geriet sie nur, wenn ihr Bruder Felix zu ihr sprach. Dann reckte und streckte sie sich und schlug freudig mit den Beinen. Etwas Besonderes verband die beiden. Sie sah ihm auch sehr ähnlich. Sie hatte dieselbe Nase, den schmalen Mund, dieselben dunklen, vollen Locken, mit denen Felix die Eltern bei seiner Geburt überrascht hatte, und sie hatte die gleichen feinen, langgestreckten Lippen wie Felix. Wäre sie eine Frau geworden, hätten diese Lippen gewiß die Männer um den Verstand gebracht. Aber Sofia ist keine Frau geworden, sondern ein Engel geblieben. Am 11. März ist sie gestorben. Das war drei Wochen vor dem Termin, den die Ärzte für ihre Geburt vorausgesagt hatten. Es gibt keinen Grund: Sofia war gesund, 49 Zentimeter groß und damit um einen Zentimeter kleiner als der neugeborene Felix. Schlank war sie, ein halbes Kilo leichter als ihr Bruder, dabei scheint mir ihr Gesicht etwas breiter gewesen zu sein als das ihres Bruders, richtige Pausbäckchen hatte sie, die zu einem spitzen Kinn zusammenliefen. Wie ihre Mutter war Sofia ein sehr schönes Mädchen.

Wir wissen nicht, warum Sofia gestorben ist, bevor sie geboren wurde. Die Medizin kann die Frage nur mit Statistiken beantworten, aber ihre Zahlen verdecken nur unsere Ratlosigkeit. Nur eines ahnen wir: *warum* wir es nicht erklären können. Sofia lebte, sie hatte Augen, Ohren, eine kleine Nase, sie konnte mit ihren Fingern tasten, mir ihrer Zunge schmecken und durch ihre Bewegungen kundtun,

wenn ihr etwas behagte oder mißfiel. Ihr Herz klopfte. Sie nahm unsere Welt wahr, sie reagierte auf die Zeichen, durch die ihre Eltern oder ihr Bruder mit ihr sprachen. Zugleich aber gehörte sie noch einer anderen Welt an, in der die Logik unseres Verstehens nicht gilt, einer jenseitigen Welt.

Wodurch ist das Diesseits gekennzeichnet? Dadurch, daß alles darin prinzipiell erklärbar ist. Wir können verstehen, warum ein Kind heranwächst und ein Greis stirbt, wir kennen die organischen Gesetzmäßigkeiten, nach denen eine Pflanze wächst und eine Blume verwelkt. Alles, was *wird*, hat einen Grund. Nicht erklären kann unser Verstand, warum etwas *ist*. Denn um etwas zu sein, muß es zunächst nichts sein. Über das Nichtsein aber wissen wir nichts, wir wissen nicht einmal, ob wir es uns als ein Nichts oder ein Anderssein vorzustellen haben. Und was wäre das – ein Nichts? Wir wissen, wie ein Mensch *geboren wird*, aber wir wissen nicht, wie es ist, *nicht geboren zu sein*. Wir wissen, *warum jemand stirbt*, aber wir wissen nicht, *was der Tod ist*. Wenn das Diesseits dadurch gekennzeichnet ist, daß alles darin prinzipiell erklärbar wäre, dann definiert sich das Jenseits durch seine prinzipielle Unerklärlichkeit. Und Sofia gehörte noch zum Jenseits unserer Welt. Sie hatte unsere Welt zwar betreten, aber die Tür noch nicht hinter sich abgeschlossen. Weil sie zwischen beiden Welten lebte, war sie ein Engel. Und weil sie ein Engel war, gilt für sie keiner der Gründe, nach denen wir Menschen handeln. Wir können sie spüren, manchmal sogar sehen. Ich weiß ganz sicher, daß sie hier ist, unter uns – aber wir können uns ihre Anwesenheit sowenig wie ihr Verschwinden erklären.

Wohl alle Kulturen kennen Engel: Sie sind jene Wesen, die das Jenseits verlassen können, ohne es zu verlieren, und sich im Diesseits bewegen können, ohne ihm anzugehören. Engel verkörpern die Möglichkeit eines Dazwischen. Mit dem einen Flügel berühren sie den Himmel, mit dem anderen Flügel streifen sie unsere Seelen. Und Engel sind rein, alle Kulturen sagen das, sie tun niemandem Übel, sie sind im emphatischen Sinne gut. Deshalb sagen die mei-

sten Religionen, daß Kinder direkt ins Paradies ziehen. Auch wer anders als ich an Engel nicht glaubt, mag sie als Metapher für eine moralische und ästhetische Reinheit akzeptieren. Um nichts anderes geht es schließlich, wenn wir von Engeln sprechen oder von Gott: in Gleichnissen auszudrücken, was die Sprache nicht sagen kann, einen Ausdruck zu finden für das, was allein diesseitig nicht zu erklären wäre, die ersten und die letzten Dinge, die manche von uns fühlen, aber keiner von uns weiß.

Während ihrer ersten Schwangerschaft malte Maria eine Serie von roten Bildern, die etwas wie einen explodierenden, energiegeladenen Ball zu zeigen schienen. Das war, wie sich herausstellte, eine ziemlich prägnante Vorstellung von Felix. Während ihrer zweiten Schwangerschaft, ihrer Schwangerschaft mit Sofia, malte Maria ebenfalls eine Serie von roten Bildern. Diesmal jedoch zeigten sie etwas wie einen Frauenkörper, der anmutig auf schmalen Füßen stand. Das Merkwürdige an dieser geometrischen Figur waren die Bögen, die sich im oberen Drittel ausbreiteten, mal weiter, mal schmaler. Vielleicht war es doch keine Frau, sondern ein Vogel. Jetzt wissen wir, daß es sich bei den Bögen tatsächlich um Flügel handelt, die geschwungen werden. Und zugleich ist es eine Frau, ein Mädchen, ein kleines Kind. Ohne es zu wissen, hatte Maria die Umrisse eines Engels gemalt. Es war das Bild von Sofia im Himmel.

Wie auf den Einladungen zu dieser Andacht zu erkennen ist, handelt es sich bei der Zeichnung Sofias nicht gerade um ein Porträt. Es ist eine geometrische Figur, es sind Konturen, es ist wie die Schraffur eines Schattens. Wahrscheinlich muß das so sein, wahrscheinlich kann man von Engeln nur die Schatten zeichnen. Das ist nicht wenig. Es ist mehr, als von Gott zu malen wäre, dem absolut Anderen. Engel sind anders als Menschen, aber sie sind auch Menschen, sie haben menschliche Züge, sie können empfinden und sich freuen, sie kümmern sich und leiden mit, wie kein Gott es könnte. Anders als von Gott können wir von den Engeln immerhin die Schatten aufzeichnen, denn sie fallen auf unsere Welt; wir haben

eine Ahnung, wie sie aussehen, wir können es uns vorstellen – abbilden können wir es nicht. «Einen Engel erkennt man erst, wenn er vorübergegangen ist», heißt es im Judentum.

Alle Engelsbilder der Kunstgeschichte und der Kulturindustrie lehren, daß unweigerlich lügt, wer Engeln ein zu genaues Aussehen gibt. Der Schatten zeigt nicht, wie Engel aussehen. Aber er zeigt, daß es sie gibt. Und so ist es auch mit Sofia. Wir konnten einiges über sie erfahren, aber es ist nichts Genaueres. Wir wissen nicht, wie sie geworden wäre, hätte sie fortgefahren zu leben. Aber wir spüren, wie groß der Verlust ist, daß wir sie nicht näher kennenlernen durften. Wir haben eine Ahnung von ihr bekommen. Das ist nicht wenig, es ist viel mehr, als wir von anderen Engeln je erfahren werden. Und zugleich ist es wenig; gerade weil wir etwas von ihrem Wesen, ihrer Schönheit ahnen konnten, ist es schrecklich wenig.

Ich stehe nicht hier, um zu trösten. Das kann ich nicht. Der Tod eines Kindes ist der nackte Schrecken – wenn auch wahrscheinlich nur für uns, nicht für Sofia, die geblieben ist, wohin sie ohnehin zurückgekehrt wäre, im Paradies oder im Nichtsein oder im Paradies, das das Nichts vielleicht ist. Aber für die Überlebenden ist der Tod der Schrecken, für die Eltern, den Bruder. Und für viele andere ist Sofias Tod ein Verlust, den sie niemals ermessen können, für die Freunde, denen sie nicht begegnen, und für die Männer, die sie nicht begehren wird, für die Kollegen, mit denen sie nicht arbeiten, und für die Nachbarn, neben denen sie nicht wohnen wird, für die Menschen, die sie nicht lieben, und für die Kinder, deren Mutter sie nicht sein wird. Es gibt keine frommen Worte oder philosophischen Gedanken, die Sofias vorzeitigem Tod Sinn verleihen; ich kenne sie jedenfalls nicht. Alles, was ich tun kann, was wir tun können, ist es, den Schmerz mit Maria, Gereon und Felix zu teilen im Wissen, daß der Schmerz nicht weniger werden wird deswegen.

Ich kann nicht trösten, aber ich weiß, daß es Trost geben kann. Trost ist die Liebe, die wir geben und empfangen. Der Verlust eines geliebten Menschen schärft den Blick für das Geschenk, das uns be-

reits zuteil geworden ist. Auch das lindert nicht den Schmerz, aber es hilft, ihn zu ertragen. Und Trost liegt auch in zwei Dingen, die sich zu widersprechen scheinen und dennoch gleichzeitig sein können: im Vergessen und im Erinnern. Indem wir uns erinnern, lebt Sofia weiter. Indem die Zeit uns hilft, unsere Not zu vergessen, können wir weiterleben. Deshalb sind wir heute hier: um mit Maria, Gereon und Felix an das Mädchen zu erinnern, das wir nicht kennenlernen durften, und um das Leben zu beginnen, das weitergeht. Erlaubt mir, den deutschen Dichter zu zitieren, Rainer Maria Rilke, der am meisten von Engeln verstand.

Preise dem Engel die Welt, nicht die unsägliche, *ihm*
kannst du nicht großtun mit herrlich Erfültem; im Weltall,
wo er fühlender fühlt, bist du ein Neuling. Drum zeig
ihm das Einfache, das, von Geschlecht zu Geschlechtern gestaltet,
als ein Unsriges lebt, neben der Hand und im Blick.
Sag ihm die Dinge. Er wird staunender stehn; wie du standest
bei dem Seiler in Rom, oder beim Töpfer am Nil.
Zeig ihm, wie glücklich ein Ding sein kann, wie schuldlos und unser,
wie selbst das klagende Leid rein zur Gestalt sich entschließt,
dient als ein Ding, oder stirbt in ein Ding –, und jenseits
selig der Geige entgeht. – Und diese, von Hingang
lebenden Dinge verstehn, daß du sie rühmst; vergänglich,
traun sie ein Rettendes uns, den Vergänglichsten, zu.
Wollen, wir sollen sie ganz im unsichtbarn Herzen verwandeln
in – o unendlich – in uns! Wer wir am Ende auch seien.

Auch im Namen von Maria, Gereon und Felix möchte ich Ihnen und Euch allen danken, daß Ihr gekommen seid und den Schmerz, die Liebe und die Erinnerung mit ihnen teilt. So viele Menschen haben den dreien in den letzten Wochen beigestanden und sie mit Güte reich beschenkt, daß ich um Verständnis bitten muß, nicht jeden einzelnen von Ihnen und von Euch persönlich anzusprechen. In unser aller Namen danken möchte ich an dieser Stelle nur Felix, der Maria wahrscheinlich das Leben gerettet hat, als sie zu verbluten drohte. Allein hat Felix die Wohnung verlassen und bei den Nach-